



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Baukunst im Mittelalter

Von den Anfängen bis zum Ausgang der romanischen Baukunst

Matthaei, Adelbert

Leipzig [u.a.], 1918

III. Die Zeit des Überganges.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76155](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76155)

weichung im System auf, die vielleicht schon auf westliche Einflüsse zurückzuführen ist, so streng romanisch der Bau auch im Äußeren erscheint (Abb. 28). Im Innern ist nämlich das gebundene System aufgegeben, das Quadrat nicht mehr derart zugrunde gelegt, daß auf ein Hauptschiffsjoch zwei kleine Nebenschiffsjoche kämen, sondern die Joche gehen durch, d. h. auf ein Hauptschiffsjoch kommt nur je ein Nebenschiffsjoch. Die schmaleren Seiten der Rechtecke sind durch Überhöhung (Stelzung) der Rundbögen zu gleicher Höhe geführt wie die Breitseiten.¹⁾

III. Die Zeit des Überganges.

(Vom letzten Viertel des 12. bis in die dreißiger Jahre des 13. Jahrhunderts.)

Die geschichtliche Stellung.

Die romanische Baukunst hatte in den großen Kaiserdomen am Rhein ihren Höhepunkt erreicht. Die konstruktiven Aufgaben waren mit der Einwölbung des Mittelschiffs, auf die ja die ganze Anlage von vornherein hindrängte, gelöst; das selbständige Können der Richtung schien erschöpft. Ein Weiterkommen wäre nur möglich gewesen, wenn man das grundlegende System geändert hätte, wenn man es gelockert, beweglicher gemacht hätte. Auf Grund des gebundenen Systems war ein Fortschritt nicht mehr möglich, und es stellt sich nun seit dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts die Neigung ein, nachdem die Hauptsache gelöst ist, mehr Gewicht als vorher auf das Beiwerk zu legen. Die konstruktive Seite der Baukunst tritt zurück hinter der dekorativen. Diese Neigung, welche in der menschlichen Natur begründet liegt, ist uns allen aus persönlicher Erfahrung geläufig. Sobald wir irgendeine Arbeit, eine Malerei, eine Stickerei usw., kurz irgendeine Aufgabe, bei der technische Schwierigkeiten zu überwinden waren, in allem fertiggestellt haben, pflegt sich der Reiz einzustellen, nun noch etwas hinzuzufügen, den Wert der Arbeit durch schmückende Zutaten zu erhöhen. Bald aber arten sie in Spielereien aus, die ermüden, Überdruß hervorrufen und zum Verfall der ganzen Kunstrichtung führen. In dieses gefährliche Stadium war die romanische Baukunst am Ende des 12. Jahrhunderts getreten.

Gleichzeitig wurde auch der Boden wankend, auf dem diese Kunst

1) Vgl. P. A. Schippers, Das erste Jahrzehnt der Bautätigkeit in Maria-Laach, 1917.

erwachsen war. Das auf dem Dualismus von kaiserlicher und päpstlicher Gewalt beruhende mittelalterliche System brach zusammen, die streng hierarchische Lebensauffassung begann einen anderen Platz zu machen.

In solchen Zeiten, wo alles wankt, und die eigene Kraft nachläßt, ist man besonders empfänglich für Anregungen und Einflüsse, die von außen herkommen. Solche standen nun in jener Zeit reichlich zu Gebote. Es ist die Zeit, in der die Kreuzzüge ihren Höhepunkt erreichten. Niemals zuvor war ein Kreuzzug so umfassend vorbereitet worden wie der Friedrich Barbarossas, niemals einer mit solchem Erfolge beendet worden wie der Friedrichs II. Die Folge davon war eine lebhaftere Berührung der Völker untereinander, eine Aneignungsfreudigkeit dem Fremden gegenüber, wie sie das strenge Mittelalter nicht gekannt hatte. Da strömten in einer bisher ungewohnten Weise Einflüsse vom Orient, vom Süden und vom Westen her in Deutschland zusammen.


Unter diesen spielen nun die von Frankreich ausgehenden die bedeutendste Rolle. Die Straße von Frankreich herüber, die später noch so oft und so häufig auch zum Schaden deutscher Eigenart beschritten werden sollte, war schon im 11. Jahrhundert durch die Cluniazenser gebahnt worden, und wir haben den Einfluß, den sie durch die Hirsauer auf die deutsche Baukunst ausgeübt haben, oben berührt. Nun wurde diese Straße mit nachhaltigerem Erfolge beschritten.

Unter diesen französischen Einflüssen vermögen wir zwei Hauptströmungen deutlich zu unterscheiden. Die eine ging wesentlich von dem nördlichen Frankreich aus, wo inzwischen die Gotik herangereift war; die andere entstammt mehr dem mittleren und südlichen Frankreich, jenen Gegenden an der Südgrenze der Champagne und der Nordgrenze von Burgund, wo der Geist von Cîteaux sich erhob.

Betrachten wir kurz die Wirkung beider Strömungen in Deutschland.

Der Einfluß Nordfrankreichs.

Im nördlichen Frankreich war der neue Konstruktionsgedanke des gotischen Systems schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts herangereift. Zwar von demjenigen Bau, der gemeinhin als der erste gotische bezeichnet wird, der Abteikirche zu St. Denis bei Paris (1121 bis 1144), wissen wir außer den Aufzeichnungen des Bauherrn Abt Suger wenig, da schon 1231 ein Neubau nötig wurde. Aber in den

Kirchen und Kathedralen zu Noyon (Picardie, nach 1150), St. Remy in Reims (zwischen 1164 und 1181), Notre-Dame du Châlons s. Marne (geweiht 1183), über Notre-Dame de Paris (1163 begonnen), die Kathedralen zu Laon, Sens, Senlis, Soissons und St. Ivet de Braisne bei Soissons gelangt das gotische System allmählich zur vollen Durchbildung. Von dieser französischen Frühgotik wird die eine Richtung in Deutschland beeinflusst. Sie ist sich eines Widerspruchs gegen die bisherige romanische Baugewohnheit in keiner Weise bewußt; denn sie ändert das System nicht grundsätzlich, sondern nimmt nur die einzelnen neuen Momente hinüber, um sie mehr dekorativ dem alten System einzufügen. Fast alle wesentlichen Züge des neuen Stils sehen wir da in Deutschland auftauchen: das Rippengewölbe, den Spitzbogen in den Gewölben, das Strebewerk usw., Dinge, deren Bedeutung wir im II. Teil bei Betrachtung der Gotik kennen lernen werden. Aber sie treten nur vereinzelt auf und bieten nicht durch ihre Vereinigung ein gänzlich neues Bild. Der eine Bau entnimmt diesen, der andere jenen Zug und fügt ihn mehr spielend in das alte System ein. Der hergebrachte Grundriß des romanischen gebundenen Systems bleibt in der Regel gewahrt. Aber die Gewölbe werden hier und da nach der neuen Weise eingesetzt, erhalten auch wohl wie in Limburg a. d. L. Streben, wie sie die Gotik verlangt. Vor allen Dingen wird von dem neuen Formenschatz viel übernommen. Statt des gewöhnlichen Rundbogens begegnen wir jetzt einem zweimal gebrochenen Bogen () dem sogenannten Kleeblattbogen, und häufiger dem Spitzbogen. Unter den Kapitellen gelangt das Blätterkelchkapitell zu fast ausschließlicher Herrschaft, und zwar derart, daß der Kelch, der den Kern bildet, und an dem die Knospenblätter emporsprießen, immer freier hervortritt. Der Säulenschaft wird gern unterbrochen durch einen Ring, der sich um die Säule legt und diese an der Mauer festhält, indem dieser Ringstein in der Mauer sitzt, während die Säule sonst frei davorsteht. Das ist ein besonderes Kennzeichen der Übergangszeit (Abb. 29). Die tote Mauerfläche des strengen romanischen Stils wird gern belebt durch zahlreichere Fenster und vorgelegte Blendarkaden im Inneren wie besonders im Äußeren. Der Außenbau ist es besonders, der sich in dieser Zeit am glänzendsten gestaltet. Blendarkaden umziehen die Apsis oder auch den ganzen Bau. Zahlreicher und mannigfaltiger in der Form werden die Fenster namentlich am Rhein, wo man Formen trifft, die wir nach der üblichen Bedeutung

des Wortes als barock bezeichnen möchten. Schlanker und zierlicher werden die Turmhelme. — Diese Eigentümlichkeiten zeigen u. a. die Dome zu Bamberg, Magdeburg¹⁾ und zu Naumburg, das Münster zu Basel, die Marienkirche in Gelnhausen, die St. Georgs-Stiftskirche in Limburg a. d. L. und besonders zahlreiche Bauten an dem Frankreich nahe gelegenen Rhein und seinen Seitentälern von Worms bis Köln wie die Kirchen zu Sinzig, Bacharach, Andernach, Münstermaifeld a. M., Bonn und zahlreiche Kirchen in Köln wie St. Martin, St. Andreas, St. Kunibert, der Ausbau von St. Marien im Kapitol u. a. Es handelt sich im ganzen weniger um völlige Neugründungen als vielmehr um den Umbau alter und den Ausbau angefangener Kirchen. So emsig in jener Zeit des Überganges auch gebaut wurde, so war doch der Baueifer der großen Bauherren, der hohenstaufischen Kaiser und der Bischöfe, geringer geworden als in der vorangehenden Zeit, so daß große Neubauten seltener vorkommen. Einen Beweis dafür, welchen Zauber gerade diese Bauten zumal wegen ihres bestechenden Außenbaues auszuüben vermögen, mag der Umstand bieten, daß die Neuzeit, wenn sie auf die romanische Epoche zurückgreift, sich besonders gern an die Formen des Überganges hält. Der Schwedtersche Bau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin-Charlottenburg z. B. erinnert in seiner äußeren Formengebung sehr lebhaft an die Marienkirche in Gelnhausen.

Als Beispiele dieses Mischstiles geben wir Skizzen von der zuletzt genannten Kirche und vom Limburger Dome.

Die Marienkirche in Gelnhausen.

Am deutlichsten kann man den Wechsel des Geschmades an der Marienkirche in Gelnhausen erkennen. Die Stadt hatte eine Pfarrkirche in schlichten romanischen Formen errichtet. Ein einfacher Fassadenturm liegt an der Westseite, daran schließt sich ein schlichtes flachgedecktes Langhaus, das niedriger war als das heutige. Die Arkaden, welche die Nebenschiffe vom Hauptschiff trennen, sind schon spitzbogig. An diesen schlichten Bau (das Ende des Langhauses ist auf der Abbildung 29 rechterhand zu sehen) schließt sich nun eine in den zierlichen und reichen Formen des Überganges gehaltene Ostpartie. Wahrscheinlich liegt die Ursache dieser Veränderung darin, daß seit etwa 1170 Friedrich Barbarossa die östlich der Kirche gelegene Kinzig-

1) Vgl. die Anm. auf S. 94.

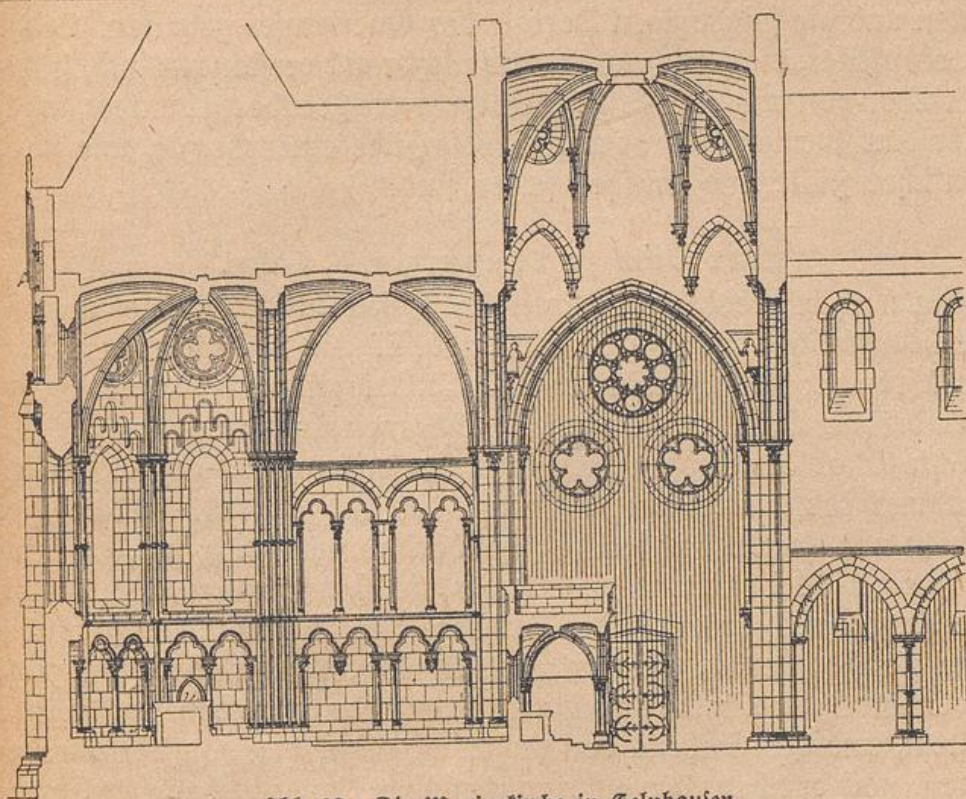


Abb. 29. Die Marienkirche in Gelnhausen.

insel dazu auserkoren hatte, um dort eine Pfalz zu bauen. Friedrichs Söhne, Heinrich und Friedrich von Schwaben, residierten dort häufig. Mit der Ansiedlung des mächtigen Kaiserhauses an der Stadt mögen die Mittel für den Bau reichlicher geflossen sein, und so zeigt der im Jahre 1232 geweihte Chor und das Querhaus den ganzen, oben geschilderten Formenreichtum. Der Architekt Heinr. Dingerhut scheint in Frankreich (Laon) gewesen zu sein und ist sicher in Maulbronn nachweisbar. Der Chor ist dreiseitig, also polygonal, wie in der Gotik, geschlossen. Bündel von mehreren Ringsäulen tragen die Rippen und fein profilierten Gurtbögen der spitzbogigen Gewölbe. Die Fenster des Chors sind schon leicht spitzbogig. Sonst herrscht der Kleeblattbogen und das Radfenster mit eingestellten Pässen. Wandarkaden aus Kleeblattbögen umziehen das Innere. Noch weit reicher und feiner ist das Äußere gestaltet. Über der Vierung erhebt sich ein Kuppelturm, dessen Wände in zierliche Blendarkaden aufgelöst sind. Glanzfunkt wird das Altarhaus durch zwei leicht emporstrebende achteckige Türme mit schlanken Helmen. Besonders prächtig sind die Giebel-

seiten und die spitzbogigen Portale des Querhauses gehalten. Leichte Strebepfeiler, die jedoch konstruktiv nicht recht verstanden sind, stützen den Chor von außen. „Es ist eben mehr die Freude an buntem, wechselvollem Formenspiel, aber hierin die Züge einer Grazie, wie sie in ähnlicher Fülle und Feinheit selten sind.“¹⁾

Der Dom zu Limburg a. d. Lahn.

Ein noch lehrreicherer Beispiel für diesen Mischstil bietet uns die St. Georgs-Stiftskirche zu Limburg a. d. L. Ein Stein über dem Portal führt zwar die Inschrift: „Basilica St. Georgii martyris erecta 909“, aber der heutige Bau entstammt nicht jenen Tagen des aus der Geschichte Ottos des Großen bekannten Grafen Konrad Kurzpold, dessen Grabmal das Innere birgt, sondern den Jahren 1213—1243. Hier fennen wir einmal das französische Vorbild, nach dem sich der Baumeister gerichtet hat, und zwar ist das die Kathedrale zu Laon, nicht, wie Kugler noch annahm, die Kathedrale zu Noyon, wenn schon die letztere auf den ersten Eindruck mehr Ähnlichkeit zeigt. Trotzdem zeigt der Grundriß in Limburg noch ganz streng das gebundene romanische System, und der Eindruck von außen ist, abgesehen von den Strebebögen, noch durchaus der eines romanischen Baues mit reicher Turmsilhouette.

Die Kirche zeigt nicht jene Zierlichkeit der Schmuckformen wie Gelnhausen. Neu und nicht romanisch ist, abgesehen von den Strebebögen draußen, die Vorherrschaft des Spitzbogens in den von Rippen getragenen sechsteiligen Gewölben, der polygonale Chorschluß mit Umgang und die Gliederung der Wände. Wie die Abbildung 30, auf der wir vom Chor aus rechts in das nördliche Querhaus, links in das Hauptschiff hineinsehen, zeigt, liegen über den Nebenschiffsarkaden Emporen und darüber noch ein durch das Mauerwerk hindurchführender Gang, der sich nach der Innenseite in einer zierlichen Säulengalerie öffnet (das sogenannte Triforium der Gotik). — „Hohe Bewunderung weckt die perspektivische Kunst, welche der beschränkten Grundfläche den Schein der Großräumigkeit abzugewinnen verstanden hat“ (Dehio). Wenn man ins Innere tritt, hat man das Gefühl, in einer weiträumig angelegten Kirche zu stehen, obgleich das Lang-

1) Kugler, Gesch. der Baukunst II 472 und Ruhl, Gebäude des Mittelalters in Gelnhausen. Bau- und Kunstdenkmäler des Regbez. Cassel von Bickell 1901.

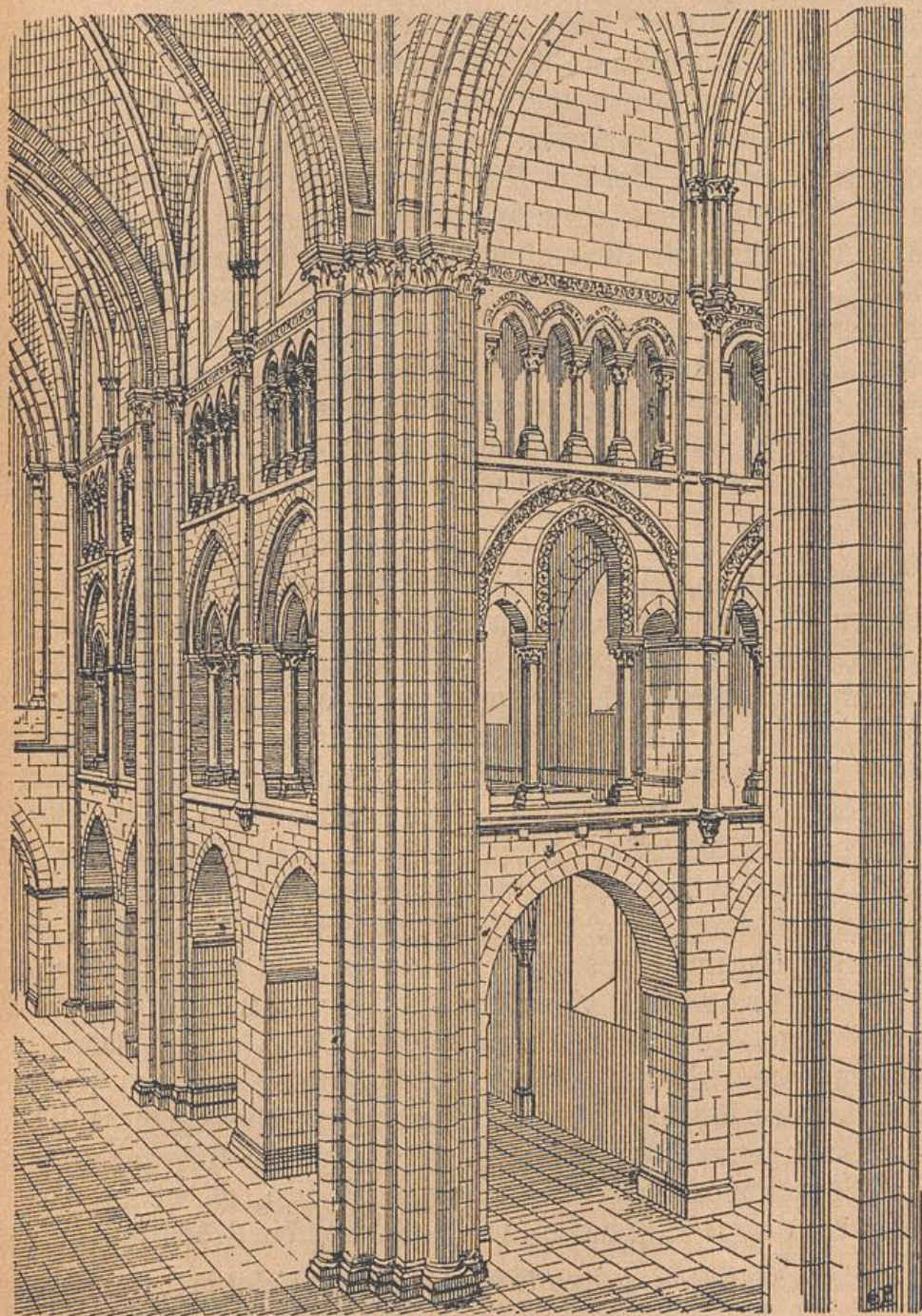


Abb. 30. Der Dom zu Limburg a. d. Lahn.

haus nur aus zwei Jochen besteht. Erreicht wird das durch das Verhältnis der Breite zur Höhe und durch die Fortführung der Nebenschiffe nebst Emporen und Triforium im Querhaus. Leider hat der Bau eine Restauration erfahren, die kein Lob verdient. Der Bau war aus Bruchstein und die Architektur aus Werkstein gefügt. Der Bruchstein war verputzt. Bei der Restaurierung in den achtziger Jahren wurde der Putz abgeschlagen, so daß das Äußere sich jetzt ziemlich roh ausnimmt. Auch die Ausmalung im Innern ist zu bunt.

Diese Richtung hätte, wie Dehio sagt, wohl nie zur Gotik geführt; vielmehr lag die Gefahr nahe, daß ein Verfall der Kunst eingetreten wäre, dem sich die Formen des rheinischen Übergangsstiles schon bedenklich nähern. Als dann die Gotik in Frankreich zur Reife gelangt war, bedurfte diese Richtung gewissermaßen einer Umkehr. Sie mußte das System erst lernen, dessen Formenschatz sie sich angeeignet hatte.

Die Zisterzienser.

In ganz anderer Art äußert sich der französische Einfluß bei einer anderen Richtung der deutschen Architektur. Während die oben geschilderte sich in keiner Weise eines Widerspruches gegen die bisherige romanische Baugewohnheit bewußt wird, sondern nur spielend und ausschmückend das Neue aufnimmt, beginnt die andere mit grundsätzlichen Änderungen.¹⁾ Sie geht, wie gesagt, von jenen südlicheren Gegenden aus, wo der Geist von Cîteaux erwuchs. — Es ist bekannt, wie schon im Mittelalter mehrfach Bestrebungen auftraten, um das verrottete Mönchtum zu reformieren. Die bedeutendste war die von Cluny ausgehende. Da aber diese Cluniazenser Einfluß auf die weltlichen Händel gewinnen wollten, so war es nicht zu vermeiden, daß sie selber wieder verweltlichten, und der Reformversuch scheiterte. Da erhob sich aus dem Kloster Cluny selbst ein Widerspruch. Robert von Molesme zog 1089 mit einigen Gleichgesinnten aus, um in einer durch stehende Wasser (Cîteaux, Zisterne) ungesunden Gegend eine neue Klostergemeinschaft zu bilden. Er predigte Rückkehr zur Ordensregel Benedikts in ihrer ursprünglichen Strenge. Gebet und Arbeit sollten die einzigen Lebenspole sein, und zwar die Arbeit nur in ihrer

1) Natürlich sind die beiden Richtungen nicht absolut streng zu trennen. Meister der nordfranzösischen Richtung sind auch an Zisterzienserbauten tätig gewesen und umgekehrt. Der Magdeburger Meister, der auch in Maulbronn nachweisbar ist (Bonensack?), ist auf dem gleichen Wege zur Gotik wie die Franzosen.

Urform, in der landwirtschaftlichen Tätigkeit. Alle bisherige Beschäftigung der Mönche mit Bücherabschreiben, Miniaturenmalen usw. wurde als weltlich verschmäht. Man hielt es für ein Verdienst, unbebaute, ja ungesunde Gegenden für Neugründungen des Ordens aufzusuchen, um hier Gelegenheit zu nutzbringender Tätigkeit zu finden. Wegen der harten Anforderungen, die diese Lehre stellte, fand der Orden zunächst nur geringe Ausbreitung. Als jedoch im Jahre 1113 der junge burgundische Graf Bernhard von Chatillon in den Orden eingetreten war, gelangte er in kurzer Zeit zu einer riesigen Ausbreitung. In der Zeit bis 1119 entstanden hintereinander vier neue Klöster an der Grenze von Burgund und der Champagne: La Ferté, Pontigny, Clairvaux und Morimond, und diese vier bildeten nun mit Cîteaux zusammen die Mutterklöster, von denen aus die ganze damals kultivierte Welt besiedelt wurde. Bei Bernhards Tode 1153 waren schon mehrere 100 Klöster vorhanden; am Ende des 12. Jahrhunderts zählte man schon 1800 Niederlassungen. Deutschland wurde besonders von Morimond und von Clairvaux aus besiedelt. Gerade wegen ihrer nützlichen Tätigkeit, ihrer Kunst zu entwässern und den Boden urbar zu machen, waren die Mönche überall gesucht und ersetzten vielerorts die trüg gewordenen Benediktiner. Die Äbte aller Tochterklöster waren genötigt, zuerst alle Jahre, dann alle zwei und drei Jahre nach einem der französischen Mutterklöster zusammen zu kommen. Man kann sich vorstellen, daß ein solcher Orden einen sehr beträchtlichen Einfluß auf die Baukunst ausüben mußte. Wenn ein Abt einen Bau vorhatte, so wird die Angelegenheit natürlich bei den jährlichen Zusammenkünften in Frankreich besprochen worden sein. Auch ist uns ein Fall bekannt, daß ein Baumeister, Achard von Clairvaux, ausgesandt wurde, um Ordensbauten im Auslande zu leiten.

Anfangs wollten die Zisterzienser zwar in ihrer kunstfeindlichen Gesinnung von der Steinarchitektur überhaupt nichts wissen. Sie bauten nur hölzerne Bethäuser (oratoria) und Baracken. Aber der solide Sinn, welcher den Orden beherrschte, drängte doch sehr bald zu festen Steinbauten. Dabei zeigte man nun eine bewußte Gegnerschaft gegen die dekorative Ausartung der romanischen Kunst, wie wir sie oben kennen gelernt haben. Bernhard von Clairvaux äußert sich über die Baukunst jener Tage in einem Sinne, wie wir ihn später bei Albigensern und Waldensern, bei den Hussiten und den ersten Reformatoren

wieder finden. „Ich komme zu schwererem Mißbrauch“, sagt er bei Besprechung der kirchlichen Zustände. „Der Bethäuser maßlose Höhe, ihre übertriebene Länge, ihre unnütze Breite, ihr Aufwand von Steinmeharbeit, ihre die Neugier reizenden und die Andacht störenden Malereien, sie scheinen mir nichts anderes zu sein als die Gebräuche der alten Juden.“¹⁾ Die Bischöfe, meint er, möchten immerhin die fleischlich gesinnte Menge, da sie es mit geistigen Mitteln nicht vermöchten, mit materiellen zur Andacht stimmen. Aber er, der Mönch, verschmäht allen solchen Tand. So wird denn in den vom Orden erlassenen Gesetzen alles am romanischen Bau gestrichen, was nur zum Schmuß dient. Die Türme müssen fallen; nur ein hölzerner Dachreiter über der Dierung ist gestattet. Buntes Glas in den Fenstern und jeder Schmuß ist verboten. Alle Malereien und Bildhauerarbeiten mit Ausnahme eines hölzernen Kruzifixes werden durch ein Verbot vom Jahre 1134 (wiederholt 1251) ausgeschlossen. Die Krypta fällt weg. So kehrt diese Richtung gerade da zur alten Einfachheit zurück, wo die übrigen Bauten auszuarten drohten, und sie sagt sich damit von der Weiterentwicklung der romanischen Baukunst, wie sie sich in Deutschland vollzog, los. Unter steter Betonung der konstruktiven Seite tritt die Baukunst des Ordens dann allmählich aus der rein ablehnenden Haltung heraus und führt, in Anlehnung an die dem Orden vertraute südfranzösische Wölbekunst, die konstruktiven Neuerungen der Gotik allmählich ein: das Spitzbogengewölbe, die Rippen, die durchgehenden Traveen, das Strebewerk. Diese Strömung hatte daher, als die Vollgotik dann vor der Mitte des 13. Jahrhunderts allgemein in Deutschland eindrang, keine Umkehr nötig, denn sie hatte den Teil der deutschen Baukunst, der sich nach ihr richtete, stufenweise bis zum vollen Verständnis des neuen Stils hinübergeleitet. Neu war auch der demokratische Geist, der den Orden beseelte, welcher übrigens seine Bauten durch Laienbrüder aufführen ließ, und auch der Umstand, daß seine Bauweise zum erstenmal die kantonalen und nationalen Grenzen überspringt und als Weltstil auftritt, macht sie zur Vorläuferin der Gotik. Es ist bezeichnend, daß unter den drei ersten rein gotischen Bauten, die wir in Deutschland haben: der Elisabethenkirche in Marburg, der Liebfrauenkirche in Trier und der Kirche zu Marienstatt (Nassau), sich ein Zisterzienserbau befindet, nämlich der zuletzt genannte.²⁾

1) Vgl. Dehio und v. Bezold S. 522 u. ff.

2) Vgl. außer Dehio: Dohme, Die Kirchen des Cistercienserordens, und

Schritt für Schritt können wir diese Entwicklung verfolgen. Die rein ablehnende Haltung, welche das romanische System gleichsam auf sein konstruktives Gerippe zurückführt und damit in einer schmuckfreudigen Zeit viel zur Entwertung der alten Bauweise beiträgt und somit Platz für Neues schafft, sehen wir z. B. in Bauten wie Mariental (1146), Eberbach bei Eltville im Rheingau (1156—1186), den älteren Teilen von Pforta (1140) und von Maulbronn (1178). Schon von weitem erkennt man den Zisterzienserbau an den fehlenden Türmen. Schlicht wie das Äußere ist auch das Innere bis zur Kahlheit. Wir sehen in dem Grundriß von Eberbach (Abb. 31) das gebundene romanische System in schlichtester Durchführung. Keine Krypta liegt unter der Ostpartie. Das Altarhaus ist geradlinig ohne Apsis geschlossen. Eigentümlich ist den Zisterziensern die Anbringung von kleinen Kapellen an den Ostseiten des Querhauses. Schon Bernhard von Clairvaux hatte solche verlangt, damit der einzelne Mönch ungestört seine Gebete für sich verrichten könne. Der Aufbau (Abb. 32) zeigt das romanische System in nackter Schmucklosigkeit. Heute ist Kloster Eberbach in ein Gefängnis umgewandelt, der größere Teil der Kirche als Heuspeicher verwandt.¹⁾

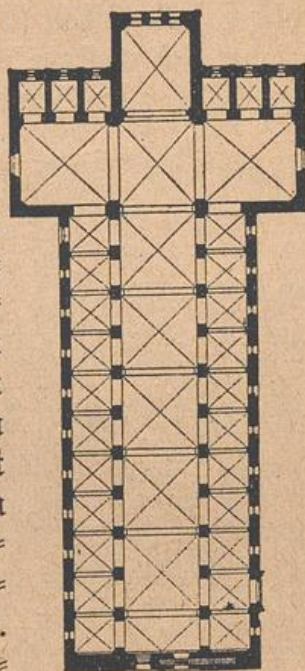


Abb. 31.
Eberbach im Rheingau.

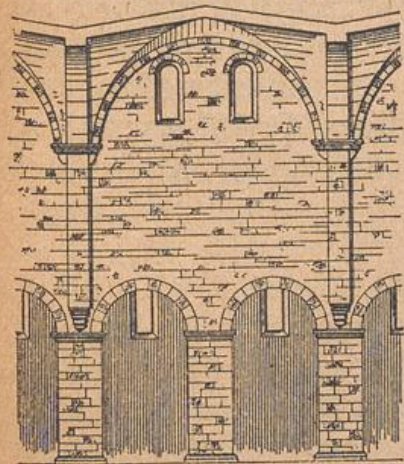


Abb. 32. Eberbach im Rheingau.

Gegen Ende des Jahrhunderts wird die rein ablehnende Haltung aufgegeben. Die Ostkapellen werden zahl-

Matthaei, Beiträge zur Baugeschichte der Cistercienser Deutschlands und Frankreichs, Darmstadt 1893. Das Interesse für die Zisterzienserbaukunst ist in jüngster Zeit sehr lebhaft geworden, vgl. die große Veröffentlichung von Gurlitt und Clemen über die belgischen Zisterzienserklöster, ferner E. Sufer, Die Cistercienser-Abtei Orval, 1916, W. Ischaler, Dilliers, Hans Rose, Die Baukunst der Cistercienser, 1916, und S. Ostendorf, Die Cistercienserklöster Deutschlands, Zeitschrift für Bauw., 1914.

1) C. Schäfer, Die Abtei Eberbach im Mittelalter, 1901.

reicher und ziehen sich um das Altarhaus herum. An diesen Umgang lehnen sich weitere Kapellen, so daß schließlich die Ostpartie, wie in der Gotik, zum Hauptteil des Kirchengebäudes wird. Auch war die

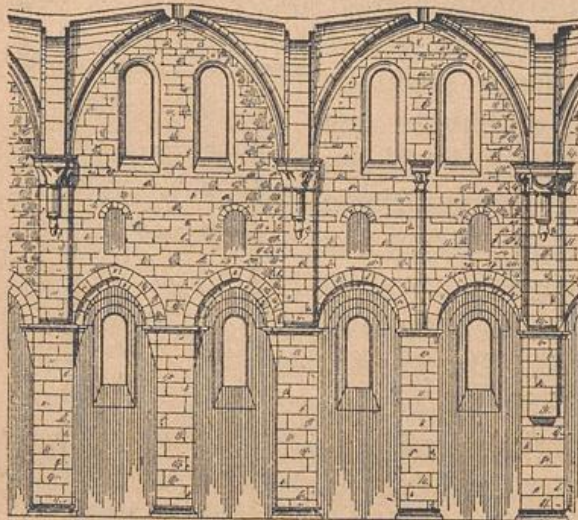


Abb. 33. Arnburg in der Wetterau.

Ostpartie regelmäßig durch eine gemauerte, freilich oft zerstörte Schranke abgeschlossen. Der Spitzbogen hält seinen Einzug, die Gewölbe werden von Rippen getragen, das Mauerwerk wird dünner, und die Innenwände sehen wir in Arnburg durch Fenster gegliedert. Die nicht bis zur Erde durchgeführten Vorlagen vor den Pfeilern, welche die Gurtbogen tragen, bezeichnen eine Eigentümlichkeit

der Zisterzienserbauten. Diese Fortschritte sehen wir der Reihe nach in Bebenhausen, Walderbach, Arnburg (etwa 1200 [Abb. 33]), Lügumflöster (bei Tondern), Otterberg (Pfalz), Marienfeld, Maulbronn (Kreuzgang, Vorhalle), Riddagshausen (Braunschweig), Ebrach (bei Bamberg, barock überbaut), Walkenried (Harz) und Liliensfeld (Österreich). Ganz eigenartig ist die Bildung der Chorpartie (welche übrigens allein noch steht) in Heisterbach am Rhein. Von da bis zu dem gotischen Marienstatt (Chorin, Pelplin, Heiligenkreuz) ist nur noch ein Schritt. — Die vornehme Art, wie die Zisterzienser in ihrer Blütezeit die Schmuckformen nur da anwenden, wo sie konstruktiv berechtigt sind, sie dann aber mit größter Sauberkeit und feinem Gefühl ausarbeiten, könnte dem zukünftigen Schöpfer des protestantischen Kirchenbaus als Richtschnur dienen.

Der Profanbau.

Nachdem wir die kirchliche Architektur bis an die Schwelle der Gotik geführt haben, erübrigt uns noch, einen Blick auf die weltliche Baukunst zu werfen. Mehr als ein ganz flüchtiger Blick kann das freilich in dieser Einführung, welche den Faden von der kirchlichen Baukunst nimmt, nicht werden. Im folgenden Bändchen: Deutsche Baukunst:

Mittelalter II wird der Profanbau, der erst in der Spätgotik eine reichere Entwicklung erlebt, im Zusammenhange behandelt werden.

Bei unseren Dorfahnen spielt das Wohnhaus zunächst naturgemäß eine untergeordnete Rolle. Es ist lange Zeit nicht viel mehr als eine Schlafstelle, da man gewohnt war, alle seine Verrichtungen im Freien vorzunehmen. Im altsächsischen und westfälischen Bauernhause dürften wir noch heute nicht allzusehr veränderte Typen dieses altgermanischen Holz- und Lehmbaues vor uns haben. „Viel dürftiger“, bemerkt v. Bezold in einem Aufsätze über das Wohnhaus, „werden die alten Brukterer auch nicht gewohnt haben.“ Auch in den Städten kamen die Wohnhäuser bis ins 12. und 13. Jahrhundert über den altgermanischen Holz- und Lehmbau nicht hinaus. Die großen Brände, die, wie Urkunden und Stadtchroniken zeigen, etwas ganz Gewöhnliches waren, und die alle paar Jahrzehnte einen großen Teil der Stadtanlagen vernichteten, liefern den Beweis für den dürftigen Charakter dieser Profanarchitektur, welche einen solchen Namen überhaupt noch kaum verdient.

Bald jedoch, und zwar allgemeiner seit dem 10. Jahrhundert, sah man sich genötigt, aus Verteidigungsgründen auf dem Lande feste Steinbauten aufzuführen. Es ist bekannt, wie z. B. in Sachsen in den Tagen König Heinrichs Burgen angelegt wurden, und die Landleute zum Zusammenwohnen unter dem Schutze dieser Burgen genötigt wurden. Indessen, wenn wir auch eine leidliche Vorstellung von diesen Anlagen haben, so gehören sie doch, wie die oben genannten Wohnhäuser, nach der landläufigen Auffassung des Begriffes „Kunst“ nicht in das Gebiet der Kunstgeschichte. Denn von einer Kunst kann erst dann die Rede sein, wenn sich ein Gebäude über die bloßen Nützlichkeitszwecke erhebt.

Das geschieht zuerst, wenn die Großen der Erde sich entschließen, in ihren Wohnhäusern die Herrschergewalt zum Ausdruck zu bringen. Nun haben zwar die großen Könige aus frühdeutscher Zeit schon Paläste gehabt. Ich erinnere an die oben schon erwähnten Paläste Theoderichs des Großen, deren Reste wir bei Terracina, in Verona und Spoleto sehen. In Ravenna an der Ecke des Viale Giuseppe Garibaldi befindet sich ein heute als Weinlager benutztes Gebäude, das, wenn es auch nicht den Palast Theoderichs darstellt, doch wohl noch auf die gotischen Zeiten zurückgehen dürfte. Von Karl dem Großen ist bekannt, daß er in Ingelheim, Nimwegen und Aachen Paläste er-

richtete. Allein, was wir davon wissen, beweist, daß man entweder direkt antike Gebäude benutzte, oder sich im Bauen nach diesen Mustern richtete. Das antike castrum (die römische Militäranlage) und die Anweisungen Vitruvs dürften vorbildlich gewesen sein. Die Kapitellreste von Karls Pfalzen, die wir im Schloßhof zu Heidelberg, im Pfarrgarten von Nieder-Ingelheim und im Mainzer Museum sehen, zeigen antiken Charakter, den neuere Ausgrabungen noch mehr bestätigen. Von der kleinen Eingangshalle des Klosters Lorsch an der Bergstraße, die aus Ludwigs des Frommen Tagen stammen dürfte, und die wir wohl zur Profanarchitektur rechnen könnten, heißt es ausdrücklich, daß sie nach antikem Vorbilde errichtet sei. In der Tat zeigt dieser Bau römische Kompositkapitelle von auffallender Reinheit. Es ist das uns nichts Neues, nachdem wir oben gesehen haben, daß wir auch auf kirchlichem Gebiete die antik-christliche Baukunst bis in die Tage der Karolinger rechnen müssen.

Von einer deutsch-mittelalterlichen Profanarchitektur kann erst im 11. und 12. Jahrhundert die Rede sein. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Palastbauten der mohammedanischen Fürsten in den arabischen Teilen des Festlandes und im Orient, die unsere Vorfahren besonders im Zeitalter der Kreuzzüge kennen gelernt haben, mit dazu beigetragen haben, die Großen jener Zeit zu veranlassen, in ihren Wohnhäusern über das bloß Nützliche hinauszugehen. Die Formgebung im einzelnen erinnert oft geradezu an arabische Vorbilder.

Diese Palastbauten entwickeln sich aus den vorher erwähnten, nur zu Verteidigungszwecken angelegten Burgen. Die drei erforderlichen Bestandteile einer solchen Burganlage waren der Bergfried, der Burghof und die Zingeln. Der Bergfried (der donjon der Franzosen, der keep tower der Engländer) ist der wesentliche Bestandteil. Es ist ein hoher, aus außerordentlich starken Mauern (2—3 m) bestehender Turm, der bei den Engländern und Franzosen zumeist auch in Friedenszeiten als Wohnhaus diente (Wohnturm), bei unseren Vorfahren jedoch, wie das Fehlen von Abort- und Kaminanlagen wahrscheinlich macht, nur in Zeiten der Gefahr Zufluchtsstätte der Familie wurde. Dementsprechend hatte er zu ebener Erde keinen Zugang, sondern war nur durch Holzleitern zu ersteigen. Die nebenstehende Skizze (Abb. 34) zeigt die gewöhnliche Einteilung eines solchen Bergfrieds, wobei bemerkt werden mag, daß der untere, von ebener Erde aus nicht zugängliche Vorratsraum wohl gelegentlich auch zur Aufbewah-

rung von Gefangenen, denen man besonders übelwollte, benutzt worden sein mag.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts verlegte man die Wohnung ständig aus dem Bergfried heraus, oder wo man, wie in Deutschland, vorwiegend vorher in dürftigen Holz- und Lehm-bauten innerhalb des Burghofes in Friedens-tagen gewohnt hatte, schritt man jetzt zu dem Monumentalbau des Palas, welcher die Idee der Herrengewalt zum Ausdruck bringt und Anspruch auf den Namen eines Kunstwerkes erheben darf. Dieser Palas zeigt im allge-meinen die Einteilung des Bergfrieds.

Reste solcher Burganlagen haben wir aus romanischer Zeit in der Niederburg bei Rüdes-heim, Gutenfels bei Rappoltweiler im Elsaß u. a. m. Von den Kaiserpalästen geht der Palas von Goslar zwar noch auf die Tage Heinrichs III. zurück. Allein die heutige Restauration schließt sich erst an den Umbau aus der Übergangszeit. Dahin gehört auch der von Hugo v. Ritgen wiederhergestellte Palas der Wartburg (Landgrafenhaus) und die Burg Dankwarderode in Braunschweig aus den Tagen Heinrichs des Löwen. Besser als diese (zum Teil nicht zutreffend) restau-rierten Anlagen gewähren die Palastbauten Friedrich Barbarossas eine Vorstellung. Ihm und seinen Nachfolgern verdanken ihre Ent- stehung bzw. ihre Erneuerung die Kaiser- palzen zu Eger, zu Wimpfen i. Tal, Gelnhausen, Trifels, Seligen- stadt und Goslar.

Als Beispiel wählen wir die Kaiserpfalz zu Gelnhausen, an der nichts verändert ist, abgesehen freilich davon, daß in den Zeiten des tiefsten Niederganges deutschnationalen Geschmacks, in den Tagen des Klassizismus zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Unverstand die ehrwürdige Pfalz als Steinbruch benutzt und an dem bis dahin wohl erhaltenen Palas und an der Burgkapelle übel gehaust hat.

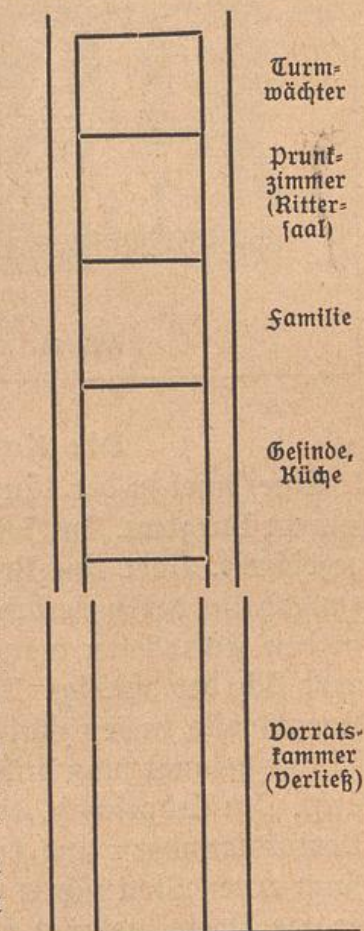
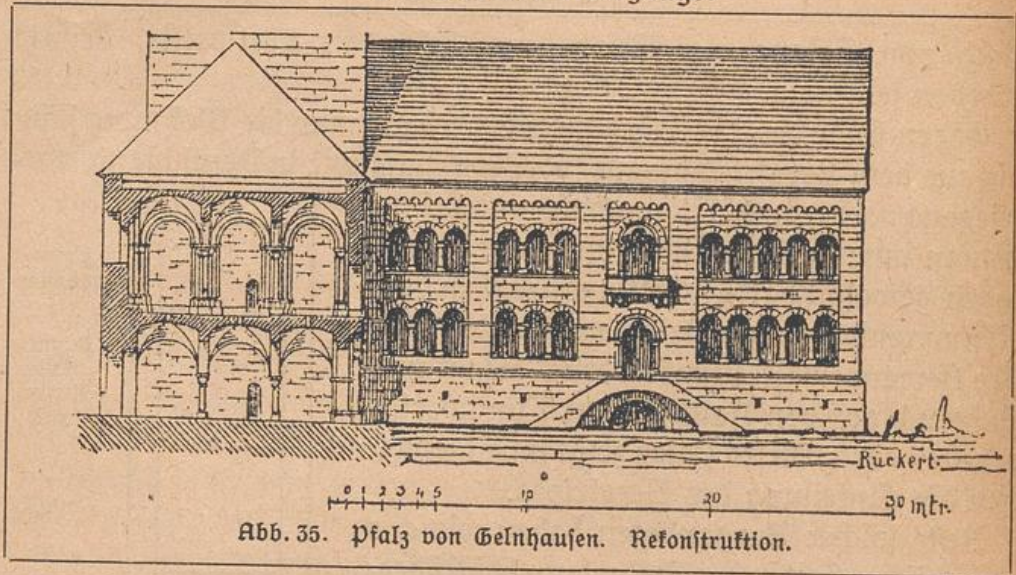


Abb. 34.



Die Kaiserpfalz in Gelnhausen.

Eine Insel in der Kinzig westlich der Stadt benutzte Barbarossa zu seinem Burgbau. Im Jahre 1170 finden sich schon Urkunden von dort gezeichnet. Über eine Brücke gelangt man durch eine vierjochige Eingangshalle, deren zierliche Säulenkapitelle den Reichsadler aufweisen, in den sechseckigen mauerumgebenen Burghof. Rechts daneben erhebt sich der massige Bergfried. Über der Eingangshalle liegt die Burgkapelle, in den zierlichen Formen des Überganges gehalten. Von da aus gelangt man links in den Palas, der aus drei Stockwerken besteht. Im Erdgeschoß, das halb in der Erde steckt, waren Küchen und Vorratskammern und die Wohnräume für das männliche Gesinde. Zum ersten Stock führte eine Freitreppe empor. Durch das fleebblattbogige Portal gelangt man in eine nach außen offene Galerie mit zierlichen Doppelsäulchen. Das Mittelgeschoß enthielt rechts einen großen Saal mit Kamin, dessen Decke auf vier Pfosten ruhte, — wir würden sagen — den Audienzsaal des Kaisers, links zwei Wohnräume mit Fenstern nach der Kinzig (Abb. 35). Alles ist jetzt arg zerstört. Nur der Kamin, der in seinen Schmuckformen deutlich die Anlehnung an orientalische Vorbilder zeigt, ist noch vorhanden. Das Obergeschoß, das die heizbaren Räume (kaminatae) für die Familie und das weibliche Gesinde enthielt, fehlt heute fast ganz. Ein hohes Giebeldach hat ehemals den Bau abgeschlossen. Die etwas weiter östlich gelegene Burg Münzenberg in der Wetterau mit ihren zwei Bergfriede ist

nach dem Muster der Gelnhausener Kaiserpfalz, und zwar offenbar von denselben Bauleuten erbaut worden.¹⁾

Wohnhäuser aus romanischer Zeit sind sehr selten und im Laufe der Zeit so verändert, daß man schwer eine richtige Vorstellung bekommt. Solche befinden sich in Trier, Koblenz, Carden a. Mosel, Kaiserswerth, Meß, Saalfeld usw. Das Haus am Markte in Gelnhausen, das freilich ebenfalls stark restauriert ist, dürfte wohl ein Rathaus gewesen sein.

1) Vgl. Bidell, Kreis Gelnhausen, 1901, u. allgem. O. Piper, Burgenkunde, 1895, ferner K. Simon, Stud. zum roman. Wohnbau, Straßburg 1902, und ders. zur Gelnh. Pfalz Rep. XXVII, 1904. Neue Untersuchungen mit Ausgrabungen werden vom Deutschen Verein für Kunstwissenschaft unternommen für Goslar, Kaiserswerth, Gelnhausen, Eger, Wimpfen und Seligenstadt.